

# Adoptivtochter

Autor(en): **B.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 24

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672948>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Adoptivtochter.

Bei meinem Eintritt in die Mittelschule mußte ich den Geburtschein einschicken. Ich hatte ihn beim Vater zu verlangen, denn er verwaltete ihn wie ein Geheimdokument. Jeder Mensch hat einen Geburtschein. Ich war 16 Jahre alt, als ich den meinen zum ersten Mal sah. Schon dieser Umstand ließ mich ahnen, daß es mit diesem Schriftstück seine besondere Bewandnis hatte.

Ich äußerte nie den Wunsch, meine Papiere zu besitzen — ich war ja auch noch nicht volljährig —, obschon mein Vater und ich nach dem Tode der Mutter vor sechs Jahren nicht mehr in derselben Haushaltung wohnten.

Seit dem sechsten oder siebenten Altersjahr trug ich in mir eine unvorsichtige Bemerkung eines Spielfkameraden (von einem noch unvorsichtigerem Familientisch stammend), die mich beunruhigte, bis sich die Vermutung nach zehn Jahren, nach Beendigung der Volksschule, bestätigte. Ich war ein fröhliches und aufgewecktes Kind, aber über meine Gefühle und Gedanken konnte ich mich zu niemandem äußern. Ich liebte schon sehr früh die Einsamkeit und bevorzugte jene Menschen, die nicht viel redeten. Meine Verwandten nannten mich sonderbar, weil ich statt Kissen zu häkeln Seige spielte und statt Strümpfe zu stricken Schlittschuh lief.

Mein Innerstes war erregt, als ich Vater um den Geburtschein bat. Ich fühlte, fühlte es stark und genau, daß er mir jetzt etwas zu sagen hatte. Er blieb ruhig und sagte kurz und schlicht: „Nun erfährst du etwas, das du bis heute nicht wußtest.“ Dann gab er mir das Papier in die Hand. Ich starre hinein, alles verschwamm, und meine Augen sahen — einen großen dunkeln Fleck. Nach einigen Augenblicken erholte ich mich, und mein Blick blieb an einem dick unterstrichenen Worte haften: „Adoptivtochter“.

Es war Februar. Regentropfen und Schneeflocken kühlten abwechslungsweise meinen erhitzten Kopf, als ich durch die nassen Straßen nach Hause ging. Andern Tags sandte ich meinen Geburtschein an das Rektorat der Schule. Daß nun die ganze Lehrerschaft wissen mußte, daß ich ein Adoptivkind bin, ärgerte mich. Ich vergaß es aber bald und glaubte an die Korrektheit und Verschwiegenheit der amtlichen Instanzen.

Heute bin ich — zwar noch immer jung, aber erwachsen. Raum zu glauben, daß ich fast täglich auf irgendeine Art an meinen Geburtschein erinnert wurde. Ich stehe im Berufsleben. Meine Kollegin fragt mich: „Tun Sie nichts gegen ihre

Korpulenz?“ „Nein, nichts besonderes,“ ist meine Antwort, „es würde mir nicht viel nützen, ich bin eben breit gebaut.“ „Dann liegt's in ihrer Familie; war ihre Mutter fest?“ „Nein!“ „Dann hat ihr Vater wohl eine stattliche Figur?“ „Nicht besonders.“ „Aber dann müssen Sie bestimmt etwas für die schlanke Linie tun.“ Ich antworte nichts mehr, und so ist dieses Thema wieder für einmal erledigt.

Eine andere Kollegin: „War das Ihr Vater, gestern?“ „Ja.“ „Wie alt ist er denn?“ „66 Jahre.“ „Was, schon 66, und Sie sind erst 26? War denn Ihre Mutter viel jünger?“ „Nein.“ „Haben Sie noch Geschwister?“ „Nein, ich bin allein.“ „Haben Ihre Eltern denn so spät geheiratet?“ „Nein, nicht so spät.“ „O, dann hat man Sie wohl auch nicht mehr erwartet. Übrigens gleichen Sie Ihrem Vater nicht im geringsten; Sie sahen wohl Ihrer verstorbenen Mutter ähnlich?“

Meine Kollegin denkt sich natürlich nichts dabei. Ich mache ihr der Frage wegen auch keinen Vorwurf. Wenn man zusammen arbeitet, ergeben sich solche Gespräche doch wirklich von selbst. Aber ich kann ihr doch nicht die Wahrheit sagen. Was geht sie das schon an? Es gibt Leute, die wollen so viel wissen, und sie spüren nicht, wie sie die andern damit quälen. Gute Ausreden liegen mir nicht. Deshalb antworte ich meistens mit „ja“ oder „nein“, dazwischen ein Achselzucken, und wenn's ganz gut geht, fällt mir eine humoristische Bemerkung ein, die mich aus der Verlegenheit rettet.

Vor einiger Zeit trat ich eine neue Stelle an. Vor der Aufnahme mußte ich mich einer ärztlichen Begutachtung unterziehen. Man wies mich zu einem Herzspezialisten, weil meine Mutter an einem Herzschlag starb. Nach gründlicher Untersuchung fragte mich der Arzt: „Haben Sie keine Herzbeschwerden? Wie ich vernahm, starb Ihre Mutter an einem...“ „Das war meine Adoptivmutter, Herr Doktor.“ Der Arzt nickte verständnisvoll.

Die Berufsarbeit brachte mich für einige Monate an einen andern Ort. Ordnungsgemäß meldete ich mich bei der Einwohnerkontrolle und benötigte zu diesem Zwecke den Ausweis meiner Heimatstadt. Er enthielt die Bestätigung, daß ich in der Stadt A heimatberechtigt bin. Daß neben meinem Namen auch noch der Vermerk „Adoptivtochter“ angebracht werden mußte, verstehe ich heute noch nicht. Was hat das mit der Heimat-

berechtigung zu tun, daß ich vor Jahren adoptiert worden bin? „Das Kind kann ja nichts dafür,“ sagt man so oft und schön. Warum soll man sein ganzes Leben lang an das dick unterstrichene Wort im Geburtschein erinnert werden?

Um die Geschichte gegen außen endgültig aus der Welt zu schaffen, schrieb ich kürzlich an meine Heimatstadt, man möchte mir einen neuen Geburtschein ausstellen, in welchem das Wort „Adoptivtochter“ nicht mehr enthalten ist. Man sandte mir eine Nachnahme mit einem dem Format nach halben Geburtschein. Dieser trägt in großen Buchstaben die Überschrift: „Abgekürzter Geburtschein“, so daß man sofort erkennt, daß hier willkürlich etwas weggelassen wurde. Das Wort „Adoptivtochter“ jedoch hat man endlich einmal unterschlagen.

„Warum lassen Sie Ihren Leberfleck nicht entfernen,“ fragen meine Kolleginnen. „Das ist

doch nicht schön, mitten im Gesicht ein Leberfleck. Gehen Sie doch zu einem Spezialisten, das geht ganz schmerzlos. Oder haben Sie Angst davor?“ — Ob ich Angst habe? Sie haben recht, meine Kolleginnen, es ist nicht schön. Heute, wenn meine Eitelkeit stärker ist, entschlief ich mich, den störenden Fleck beseitigen zu lassen. Morgen, wenn das Herz stärker ist als die Eitelkeit, bringe ich es nicht fertig, den dunkeln Fleck, der nur einmal zu meinem Gesicht gehört, so mir nichts, dir nichts wegbrennen zu lassen. Aus Angst? Bestimmt nicht! Aber, muß nicht eine Mutter, deren Kind bei der Geburt ein Muttermal aufwies, ihr Kind immer daran erkennen, auch wenn sie es jahrelang nicht mehr gesehen? Kann nicht bei einer zufälligen Begegnung irgendwo auf der großen und manchmal so kleinen Welt dieser unschöne dunkle Fleck, dieses störende Muttermal eine große Rolle spielen? . . .

B. M.

### Die gute Hausmutter.

Von Napoleon I. ist manches treffliche Wort gesprochen worden, eines der besten galt dem Preise einer guten Mutter. Als er einmal nach dem glänzenden Feldzug in Italien große Gesellschaft bei sich hatte, feierte eine Dame den jungen Kriegshelden in überschwänglichen Lobeserhebungen. „Was kann man,“ so rief sie unter anderem aus, „wenn man nicht der General Bonaparte ist?“

Ernst und gemessen erklärte Napoleon: „Madame, man kann eine gute Mutter sein. Zu einer solchen gehört freilich nicht wenig. Vor allem muß eine gute Familienmutter die Häuslichkeit lieben und ihre Töchter, wenn sie solche hat, zur Häuslichkeit erziehen. Sie muß ihren Kindern in allen Stücken ein gutes Beispiel geben durch Wort und Tat. Sie muß ihre Zunge zähmen, damit sie nicht über die Ehre anderer Personen dahinfahre wie ein Giftthau, denn sonst möchten ihre Kinder leicht ihrem Beispiel folgen. Drit-

tens muß sie mit ihrem Gesinde fein säuberlich umgehen, damit sie nicht Erbitterung anrichte, die sehr leicht ihre üblen Rückwirkungen auf die Kinder haben kann. Denn die Diensthöfen lassen die ihnen widerfahrenen oder vermeintlich zu Unrecht zugesetzte Unbill sehr oft die Kinder entgelten, wodurch böse Leidenschaft geweckt, genährt und großgezogen wird. Eine Hausmutter, die jedes Ungeschick des Gesindes mit langen Strafpredigten, die auch die Kinder mitanhören, zu ändern sucht, braucht sich nicht zu wundern, wenn ihre eigenen Kinder gegen sie streitsüchtig, schnippisch und ungezogen sich benehmen. Das sind — so schloß Bonaparte — nur wenige Punkte von den vielen, die eine gute Familienmutter zu beachten hat.“ Die vorher so redselige Dame wagte nicht mehr das Wort zu ergreifen. Auch heutzutage wäre es hier und da gut, wenn in gewissen Zirkeln ein Napoleon Belehrungen erteilen könnte. —

B. J.

### Sinnspruch.

Der beste Wegweiser ist der Glaube. Er führt zum Frieden.

Ein gutes Wort wirkt wie ein Tauropfen.

Wenn dich ein Auge treu anblickt, erwärmt sich dein Herz.

Wer bleibt Sieger nach einem Wortstreit? — Derjenige, der das erste versöhnende Wort spricht. Eine Mutter kann keinen wärmeren Dank empfangen, als wenn ihr das Auge ihres Kindes voll Vertrauen entgegenleuchtet.